



In diesem Beitrag reflektieren die AutorInnen die Zusammenarbeit von Physio- und HumangeographInnen im Projekt ,touRES – Resilience of tourism systems to natural hazards‘. In diesem, durch die Österreichische Akademie der Wissenschaften finanzierten, inter-fakultären Projekt wird die Resilienz touristischer UnternehmerInnen gegenüber Naturgefahren in Nepal untersucht. Die Autoren nutzen die Erkenntnisse ihrer Reflexion, um drei Thesen zu einer integrativen Forschungspraxis in der Geographie aufzustellen.

Still confused, but on a higher level – Reflexionen zu einem Selbstversuch in integrativer Forschungs Kooperation

von Karl Michael Höferl, Eva Luise Posch,
Robert Steiger und Rainer Bell

1 Ouvertüre

Aus heutiger Sicht ist der Kieler Geographentag 1969 vor allem eines, ein großer Mythos. Ein Ereignis mit hoher symbolischer Bedeutung für die Fachcommunity, bei dem nahezu keine momentan aktive Geographin und kein aktiver Geograph anwesend war und auf das – so lässt sich zumindest nachlesen (Helbrecht 2014) – wir mit einer gewissen Verklärung blicken. Als Teil der Konstruktion dieses Mythos ‚Kiel 69‘ kehrt der Deutsche Kongress für Geographie (DKG) unter dem Motto ‚Umbrüche und Aufbrüche‘ 2019 eben dorthin zurück, dem genius loci nachzugehen, dort zu sein, wo 50 Jahre zuvor Fachgeschichte geschrieben wurde.

Glaubt man Blumberg (2006: 59), wird ein Mythos durch das überlebt, was nach ihm kommt. Das dachten sich wohl auch Oliver Sass und Ulrich Ermann (2019), als sie für den DKG 2019 die Fachsitzung ‚Butter bei die Fische! Beispiele integrativer Forschungs Kooperation zwischen Physio- und Humangeographie‘ ins Leben riefen. Ein kurzer Blick in den Call dieser Session lässt deren Stoßrichtung erkennen:

„Entgegen dem Geist von Kiel 1969 wird seit Jahrzehnten allenthalben die Integrative Geographie beschworen, obwohl die Kluft zwischen Physio- und Humangeographie aufgrund gegensätzlicher methodologischer Arbeits- und Denkweisen und verschiedener wissenschaftlicher Weltbilder und Sprachen nicht gerade leichter überbrückbar geworden zu sein scheint.“ (ebd.)

Es gilt also herauszufinden, ob die Wende der Wende gelungen ist. Diese Frage erscheint plausibel, hat die Dis-

kussion um eine dritte Säule, (Re-)Integration etc. in den letzten Jahren doch merklich an Fahrt verloren und wenige forschungspraktische Erkenntnisse hervorgebracht. An diesem letzten Punkt setzt unser Beitrag an. Wir möchten in diesem Text unsere Arbeit im Projekt ‚touRES – Resilience of tourism systems to natural hazards‘ in Hinblick auf eine gelebte geographische Integration reflektieren. Diese Reflexionen erfolgten unstrukturiert in Zuge mehrerer Projekttreffen, erwiesen sich aber gerade deswegen als erstaunlich produktiv – u. a. für die Psychohygiene der Beteiligten – und stellen folglich auch keinerlei Ansprüche auf Allgemeingültigkeit.

2 Der Ausgangspunkt: Die Resilienz touristischer UnternehmerInnen gegenüber Naturgefahren in Nepal

Bergregionen im globalen Süden sind aufgrund ihrer bio- und geophysikalischen Eigenschaften, verstärkter menschlicher Nutzung, sowie oftmals unzulänglicher Gefahrenprävention und management stark verwundbar gegenüber Naturgefahren. Der Himalaya-Gebirgszug zählt zu den gefährdetsten Regionen der Welt, da er häufig von Erdbeben, Erdrutschen und Überschwemmungen bedroht wird. Nichtsdestotrotz zählt die Himalaya-Region zu einer der beliebtesten Destinationen für BergtouristInnen, mit naturnahem Tourismus in Nationalparks und Schutzgebieten als wichtigsten Tourismussektor. Doch dieser naturnahe Tourismus steht vor zahlreichen Herausforderungen: Wie soll mit Naturgefahren umgegangen werden, deren unklare zukünftige Dynamiken (nicht nur) touristische UnternehmerInnen vor weitreichende Entscheidungsprobleme stellen? Wie lässt sich der Wunsch nach touristischer Entwicklung mit dem Schutz des natürlichen Lebensraums vereinen?

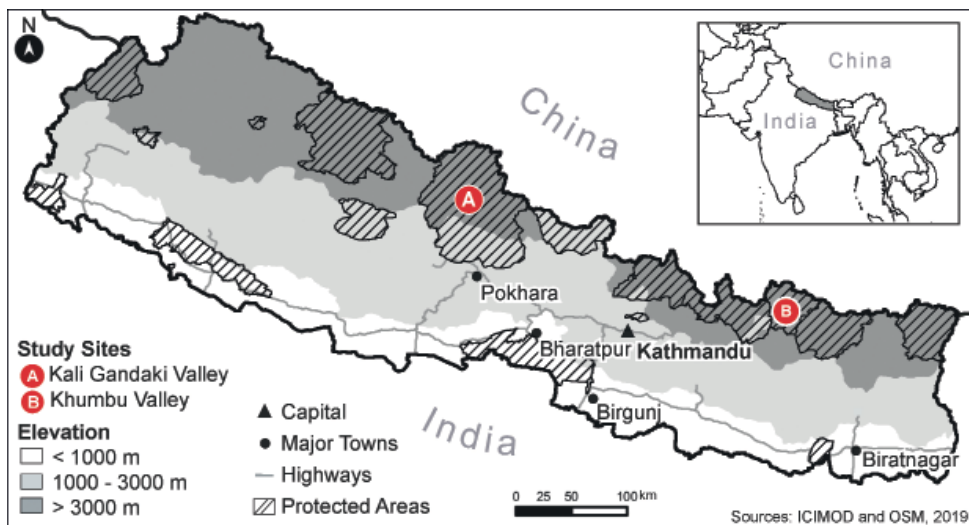


Abb. 1: Lage der Untersuchungsgebiete

Quelle: Eigene Erstellung, 2019



Abb. 2: Bedrohung des Lebensraums und linearer Infrastrukturen durch Naturgefahren in den Untersuchungsgebieten

Quellen: Waas, 2019, CC BY 3.0 AT; Posch, 2018, CC BY 3.0 AT

Um die nachhaltige Entwicklung von Berggebieten langfristig zu gewährleisten, ist die Fähigkeit, Gefährdungen zu antizipieren und ihnen proaktiv zu begegnen, von großer Bedeutung. Diese Fähigkeit steht im Mittelpunkt des Projekts ‚touRES – Resilience of tourism systems to natural hazards‘, welches durch das Earth System Sciences (ESS) Programm der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gefördert wird. In zwei touristisch unterschiedlich strukturierten Untersuchungsgebieten – der Annapurna Conservation Area und dem Sagarmatha National Park (siehe Abb. 1) – untersuchen wir dabei die Resilienz touristischer UnternehmerInnen gegenüber Naturgefahren. In beiden Untersuchungsgebieten sind Siedlungsräume, Nutzflächen sowie (lineare) Infrastrukturen ganzjährig einer Vielzahl von Naturgefahren – wie Hangrutschungen, Hochwassern, Starkniederschlägen oder Murgängen – ausgesetzt (siehe Abb. 2).

Zu Beginn des Projekts wurden Akteure, Ressourcen und Netzwerkbeziehungen in den Tourismussystemen der Untersuchungsräume behandelt. Parallel dazu erfolgte eine Analyse der vorhandenen Naturgefahrenprozesse sowie der Institutionen zum Umgang mit diesen Prozessen. Danach wurde der Resilienz touristischer UnternehmerInnen gegenüber diesen Naturgefahren nachgegangen mit dem Ziel, die UnternehmerInnen entlang ihrer Bereitschaft und Fähigkeit zur proaktiven Reaktion auf Naturgefahren zu gruppieren. Gemeinsam mit diesen UnternehmerInnen werden bis zum Projektende April 2020 gruppenspezifische Möglichkeiten zur Maximierung ihrer Resilienz gegenüber Naturgefahren diskutiert und entwickelt. Weiterführende Informationen zum Projekt stehen über den Projektblog unter folgender Adresse zur Verfügung: <https://geographie.uibk.ac.at/blog/atg/de/category/projekte/toures/>

3 Drei Thesen zu einer integrativen Forschungspraxis

Kernstück dieses Beitrags bildet die Reflexion unserer inter- und transdisziplinären Bemühungen bei der Untersuchung der zuvor kurz umrissenen unternehmerischen Resilienz gegenüber Naturgefahren. Eine solche Reflexion ließe sich wunderbar als

Aneinanderreihung mehr oder minder lehrreicher oder humoristischer Anekdoten aus dem Projektalltag anlegen. Dieser Zugang erschien uns aber als zu unfokussiert und projektspezifisch, weshalb wir zunächst Eindrücke zu unserer gelebten geographischen Integration sammelten. Dabei wurde schnell klar, dass es einer Verdichtung dieser Eindrücke bedarf, um die Diskussion vorantreiben, wie geographische Integration verstanden und gelebt werden kann. Ein solches Vorantreiben – so unsere Annahme – baut auf einer Vielzahl unterschiedlicher Beiträge auf, unter anderem auf pointierten und stellenweise überschießenden Beiträgen. Die Konsequenz aus dieser Annahme war für uns, das Fenster aufzumachen, sich ein wenig hinauszulehnen und drei Thesen zur integrativen Forschungsk Kooperation in der Geographie zu proklamieren:

1. Integration ist nicht binär
2. Integration verläuft zweidimensional
3. Integration nervt

In den folgenden drei Subkapiteln möchten wir Ihnen diese drei Thesen näherbringen.

3.1 Integration ist nicht binär

Der disziplinenpolitische Imperativ ‚Integrativ sein!‘ wird oftmals gerne damit begründet, dass es gerade jetzt (im Holozän, Anthropozän etc.) ein Brückenfach wie die Geographie braucht, um sich gesellschaftlichen Herausforderungen wie der Transformation von Mensch-Umwelt-Beziehungen in Richtung Nachhaltigkeit zu stellen. Unabhängig von der genauen Strategie und dem gewählten Wording zur Rechtfertigung dieses Imperativs, bleibt sein auffordernder Charakter. Bei reflexiv ausgerichteten ForscherInnen kann eine solche Aufforderung oftmals zur Frage führen, ob sich die eigene Forschungsperspektive und -arbeit als integrativ qualifiziert. Und sollte die Antwort auf diese Frage ‚Nein‘ lauten: Warum ist das so? Verpasst man dadurch den Anschluss an ein ‚hot topic‘? Bemerkenswerter als die so erzeugte Verunsicherung ob der eigenen Integrationsfähigkeiten ist die implizite Annahme, dass dieser Imperativ nur zwei Reaktionen duldet: Gefolgschaft oder Ablehnung. Der Weg zur Letzteren ist bei (selbst-)überzeugten GrundlagenforscherInnen ein kurzer, stellen doch disziplinenpolitische Aufforderungen jeglicher Art eine unzulässige Beschneidung der eigenen Freiheit in Forschung und Lehre dar.

Auch für unser Nachdenken bildete dieser Imperativ den Ausgangspunkt und führte zu der einleitend beschriebenen Verunsicherung, die auch durch Gespräche mit KollegInnen nicht ausgeräumt werden konnte. Einen pragmatischen Weg mit dieser Verunsicherung umzugehen fanden wir im Ausschreibungstext zu Förderschiene Earth System Sciences der ÖAW. Qua zugesprochener Förderung attestiert uns dieser indirekt eine interdisziplinäre Ausrichtung. Dieses selbstinterpretierte Gütesiegel ‚Wir sind interdisziplinär‘ ließe sich bei Bedarf auch noch mittels Burgers (2005)

Unterscheidung zwischen ‚großer und kleiner‘ oder Truffers (2007) zwischen ‚starker und schwacher‘ Interdisziplinarität bekräftigten. Folgt man diesen Unterscheidungen, welche sich an der disziplinären Herkunft der kooperierenden ForscherInnen orientieren, würde sich jedoch jede innergeographische Forschungskooperation als große bzw. starke Interdisziplinarität qualifizieren¹. Trotz dieses kleinen Einwands ließen sich so entlang der Unterscheidung ‚integrativ = gut‘ und ‚disziplinär = weniger gut‘ Belege der eigenen Interdisziplinarität einzusammeln. Das ‚Integrativ sein!‘ erstarrt so in einer abprüfbaren Eigenschaft des eigenen Arbeitens, die Auskunft darüber gibt, ob man dem disziplinenpolitischen Imperativ folgt oder nicht.

Abseits dieser dualen Eindeutigkeiten bleibt jedoch die Frage, wie man auf einer inhaltlichen Ebene über das eigene Ausleben geographischer Integration nachdenken kann. Im Wissen, dass die Umsetzung inter- und transdisziplinärer Forschung bereits bücherweise abgehandelt wurde und wird, fragten wir uns trotzdem, was genau analytisch unter ‚integrativ sein‘ verstanden werden kann. Um den Gemeinplatz der Kombination natur- und sozialwissenschaftlicher Ansätze ein wenig griffiger zu gestalten, versuchten wir uns in der Auslegung einiger älterer Arbeiten von Peter Weichhart (2005, 2008, 2007, 2003), was zur folgender Arbeitsdefinition von ‚integrativ sein‘² führte:

‚Integrativ sein‘ zielt darauf ab, einen analytischen Mehrwert zu schaffen, in dem ein neues, eben interdisziplinäres, Erkenntnisobjekt geschaffen wird. Dieses Erkenntnisobjekt entsteht dadurch, dass zu manchmal bereits vertrauten Erfahrungsobjekten Fragestellungen gefunden werden, die in dieser Form weder in der Physio- noch der Humangeographie bearbeitet wurden bzw. werden und mit großer Zuversicht nur durch die Kombination natur- und sozialwissenschaftlicher Theorien sowie Methoden nachvollziehbar beantwortet werden können.

Diese Arbeitsdefinition verwendeten wir anschließend als Schablone für die Spurensuche nach gelebter geographischer Integration in unserer Projektarbeit. An deren Beginn stand die Erkenntnis, dass in den gewählten Untersuchungsräumen sich die auf Quantifizierung abzielende Frequenz-Magnitude Perspektive geographischer Risikoforschung wegen mangelnder (Zeitreihen-)Daten als wenig ergiebig erwies und Primärerhebungen aufgrund der Größe der Untersuchungsgebiete und den gegebenen Ressourcen ausgeschlossen wurden. Konsequenterweise stellte sich auch eine quantifizierende Ermittlung der sozialen Resilienz touristischer UnternehmerInnen als wenig erfolgversprechend heraus. Eine erste Befragung touristischer UnternehmerInnen ergab, dass bei einer qualitativ gleich eingeschätzten Gefährdung sowie vergleichbarem Zugang zu Ressourcen unterschiedliche Verhaltensmuster in der Schadensvorsorge sichtbar wurden. Um diesen Unterschieden nachgehen zu können, entwickelten wir ein aktorsbasiertes und agency-orientiertes Modell sozialer Resilienz namens ‚Agency

¹ Der Grund dafür ist pikanterweise wieder der (folgenreiche) Kieler Geographentag 1969.

² Zur besseren Unterscheidung unserer analytischen von der disziplinenpolitisch-normativen Sichtweise verzichteten wir in weiterer Folge auf das Rufzeichen.

Towards Resilience – ATR'. Dieses Modell geht davon aus, dass die Resilienz touristischer UnternehmerInnen durch individuelle und kollektive Maßnahmen (re-)produziert wird. Die Auswahl und in weiterer Folge Umsetzung dieser Maßnahmen hängt dabei nicht nur von der Handlungsfähigkeit, sondern auch von der Handlungsbereitschaft touristischer UnternehmerInnen ab.

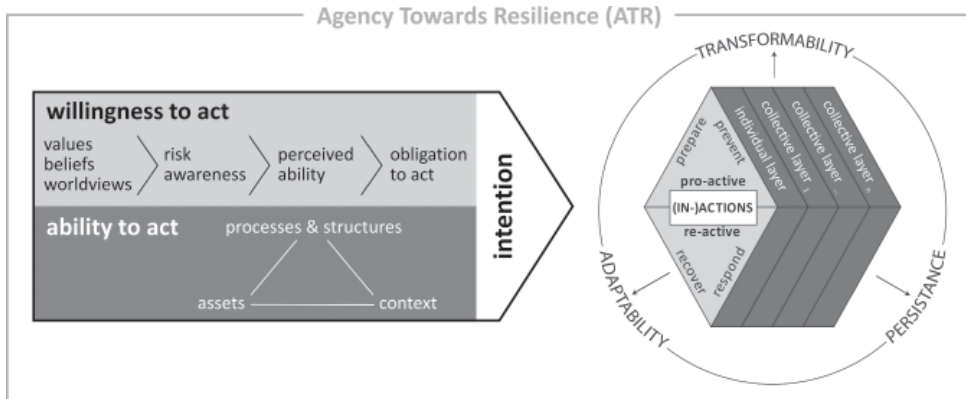


Abb. 3: Das Agency Towards Resilience (ATR) Modell

Quelle: Eigene Erstellung, 2019

Durch dieses Modell konnten wir einerseits bestehende Zugänge zur Erklärung sozialer Resilienz um das Element der Handlungsbereitschaft erweitern, in dem wir auf Theorien und die Methodologie der Umweltpsychologie zurückgriffen. Diese Erweiterung erwies sich äußerst hilfreich, da wir dadurch klare Korrelationen zwischen den normativen Überzeugungen und dem beobachtbaren Umgang mit Naturgefahren finden konnten (Posch et al. im Druck). Andererseits können wir anhand des Modells und szenariohaft dargestellten Auswirkungen von Naturgefahren (sbn. ‚event-and-effect portfolios‘) die Reichweite der Handlungsbereitschaft touristischer UnternehmerInnen erforschen und gemeinsam mit diesen Möglichkeiten zur Ausschöpfung ihrer Handlungsfähigkeit und -bereitschaft diskutieren. Wichtiger als die Vielzahl der hier unerwähnten Details der gewählten Vorgehensweise erscheint uns an dieser Stelle der Rückblick auf die zuvor erwähnte Definition von Integration: Das entwickelte Modell bietet einen analytischen Mehrwert, indem stellenweise klassische physisch- und humangeographische Perspektiven aufgeweitet wurden.

In der Diskussion unseres Forschungszugangs fanden wir den Imperativ ‚Integrativ sein!‘ nur mäßig hilfreich und zunehmend unpassend. Einen aus unserer Sicht akzeptablen Ausweg fanden wir darin, Integration nicht mehr als abzuprüfende ‚Ja-Nein‘-Eigenschaft eines Forschungsprozesses zu sehen. Integration kann vielmehr als Vorgehensweise zur Entwicklung von Forschungsfragen und Strukturierung von Forschungsvorhaben gesehen werden, die ein klares Ziel verfolgt: Sich selbst und anderen klarzumachen, wo und wie man in seinem Forschungsprozess disziplinäre

um ‚neue‘ Wissensbestände – also als Theorien und Methoden – erweitert, um einen klar benennbaren analytischen Mehrwert zu erzeugen. So verstanden, tritt Integration nicht als disziplinäres ‚Must-have‘, sondern als eine mögliche Vorgehensweise auf, Forschungsfragen zu entwickeln und Forschungsvorhaben zu strukturieren.

3.2 Integration verläuft zweidimensional

Aber was passiert, wenn der gerade erwähnte analytische Mehrwert empirisch erbracht, der letzte Konferenzvortrag gehalten und die letzte Fachpublikation geschrieben ist? Ein Blick auf die programmatische Ebene der Fachdiskussion lässt erahnen, dass deren Fokus über den reinen Begründungszusammenhang von Forschung hinausgeht:

„Die aktuellen gesellschaftspolitischen Herausforderungen müssen daher auch als Aufforderung an die Geographie als Disziplin verstanden werden, ihre einzigartige disziplinäre Stellung als Brückenfach zwischen Sozial- und Kulturwissenschaften einerseits und Naturwissenschaften andererseits ernst zu nehmen und ihr Potenzial im Schnittfeld von Humangeographie und Physischer Geographie voll auszuschöpfen, um die Entwicklung des 21. Jahrhunderts konstruktiv mitzugestalten.“ (Matissek und Sakdapolrak 2016: 35)

Dieser implizite Anspruch auf Mitgestaltung lokaler, regionaler etc. Entwicklung nahmen wir zum Anlass, um uns auch einige Gedanken zum Verwertungszusammenhang unserer Forschung zu machen. Ähnlich wie beim ‚Integrativ sein!‘ begannen wir zunächst darüber nachzudenken, was denn genau mit einem imperativen ‚Mitgestalten!‘ gemeint sei. Wir entschieden uns, Mitgestaltung als einen möglichen Effekt des Kommunizierens wissenschaftlich erzeugter Erkenntnisse zu verstehen. In einer traditionell akademischen Sichtweise auf die Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse mussten wir zunächst an unsere eigenen wissenschaftlichen Karrieren denken: Jeder Vortrag und jede Publikation aus dem Projekt wird in akademischen Qualifikationsarbeiten (eine Dissertation und drei Masterarbeiten) verwertet und zur Erweiterung des individuellen Track-Records genutzt. Abseits der akademischen ist aber auch eine gesellschaftliche Verwertung projektinduzierter Erkenntnisse denkbar. In unserem Fall versuchen wir diese gesellschaftliche Inwertsetzung durch eine Ausweitung der individuell und kollektiv wahrgenommenen ‚ability to act‘ (siehe Abb. 3) zu erzielen. Diese Ausweitung soll touristische UnternehmerInnen dazu motivieren, bereits bekannte Maßnahmen zum Umgang mit Naturgefahren intensiver und/oder weitere, bislang nicht umgesetzte Maßnahmen in Betracht zu ziehen. Um diese Ausweitung zu bewerkstelligen, werden im Februar 2020 partizipative Workshops mit lokalen Betroffenen, Regierungsstellen und lokal tätigen NGOs abgehalten. Anhand der bereits erwähnten, szenariohaften ‚event and effect portfolios‘ sollen durch die Beteiligten ausgewählte, bislang nicht umgesetzte Maßnahmen zur Erhöhung der unternehmerischen Resilienz diskutiert und evaluiert werden. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse sollen anschließend in Kooperation mit lokalen MedienvertreterInnen als Blog-, Radio- sowie Videobeiträge lokalen AkteurInnen zur Verfügung gestellt werden.

Da wir also auch mitgestalten wollen, sollen natürlich auch die dunkleren Ecken dieser durchaus ehrlich gemeinten Weltverbesserung im Kleinen kurz beleuchtet werden. Eine dieser Ecken ist sicherlich die mangelnde Legitimierung des von uns versuchten Mitgestaltens. Während unsere forschende Neugier die Untersuchung unternehmerischer Resilienz legitimiert, bedürfte die bewusste Beeinflussung lokaler Handlungsstrategien einer breiteren Zustimmung durch die Betroffenen. Auch die implizit nachträgliche Zustimmung durch die Teilnahme an den geplanten Workshops kann diese legitimatorische Unterbestimmtheit nicht beseitigen. Fragt man nach der Mit-Gestaltung der von uns Beforschten bei der Planung des Forschungsprozesses, zeigt sich, dass die Auswahl und Formulierung der Untersuchungsfragen, des Untersuchungsdesigns und seiner Workpackages sowie der Zeitplanung stets in unseren Händen blieb. Transdisziplinär gedacht, wäre eine tiefergehende Übertragung der Entscheidungsmacht zur Mitgestaltung an Praxisakteure sicherlich wünschenswert. Unter dem in Österreich vorherrschenden Exzellenzdiskurs, der ein Primat der Grundlagenforschung propagiert, sowie der vorhandenen Förderlandschaft würde sich eine solche Übertragung aber oftmals einen Wettbewerbsnachteil darstellen.

Abseits dieser pragmatischen Überlegungen möchten wir festhalten, dass sich integrative geographische Forschung selbstbewusst zwischen verwertungsoffener Grundlagenforschung und transdisziplinären Mitgestalten verorten muss. Dieses Verorten sollte aber nicht zu einem ideologischen Bekenntnis pro oder contra Transdisziplinarität verflacht werden. Spannender sehen wir die je Forschungsfrage zu führende Auseinandersetzung, wo und wie man sich in seinem Forschungsprozess einer klar definierten Öffentlichkeit stellen möchte und welche Zielsetzung damit verfolgt werden. Neben der Achse Naturwissenschaft-Sozialwissenschaft bildet diese Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft eine sinnvolle zweite Dimension geographischer Integration.

3.3 Integration nervt

Im Zuge unserer Diskussionen merkten wir, dass die zwei zuvor genannten Thesen neben einem produktiven Ordnen der eigenen Gedanken mit etwas Anderem einhergingen: Wir mussten feststellen, dass einige Projektmitglieder ähnliche Erfahrungen zu durchaus nervigen³ Aspekten geographischer Integration gemacht haben. Trotz all der Bestrebungen die Disziplin zu vereinigen, gesellschaftliche Herausforderungen inter- und transdisziplinär besser zu verstehen und letztlich so zu einer nachhaltigen Entwicklung beizutragen, nerven diese sieben Aspekte integrativer Geographie:

1. Das explizite Positionieren integrativer Forschungsvorhaben zwischen verwertungsoffener Grundlagenforschung und transdisziplinärem Problemlösen kostet

³ Das Beantworten von Fragen, das Interagieren mit Anderen, das Abarbeiten von Aufgaben oder Untersuchen von Prozessen ‚nervt‘, wenn dies von ForscherInnen als anstrengend wahrgenommen wird, voraussichtlich nicht die erwünschten Ergebnisse liefert und einem so auf zermürbende Art und Weise zusetzt.

- Zeit und Energie. Im schlechtesten Fall kann diese Positionierung dazu führen, von VertreterInnen beider Pole kritisch auf eben diese Abweichung von ihren (,reinen‘) Positionen hingewiesen zu werden. Solcherart begründete Diskussionen verfehlen meist die Intentionen produktiven Feedbacks und verwechseln neudeutsch formuliert features mit bugs, was letztlich nervt.
2. Der an vielen österreichischen Universitäten anzutreffende Exzellenzdiskurs assoziiert das Erschließen wissenschaftlichen Neulands gerne mit verwertungs-offener Grundlagenforschung. Mit ihrem Anspruch auf Mitgestaltung stellen sich integrative Projekte mit einem Fuß außerhalb dieses Diskurses. Damit mag man seine kritische Haltung verdeutlichen, der Wert dieser Haltung für den Zugang zu Fördermitteln erscheint jedoch fraglich, was letztlich nervt.
 3. Das Verorten integrativer Forschung zwischen verwertungs-offener Grundlagenforschung und transdisziplinärem Problemlösen impliziert folgende Vorgehensweise: Zuerst gilt es die inhaltlichen Vor- und Nachteile dieser Forschungszugänge abzuwägen. Daneben sollte aber auch der eigene Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe (Stichwort ‚Mitgestaltung‘) und die eigene wissenschaftliche Karriere (Stichwort ‚Publikationen‘) berücksichtigt werden. Diese Abwägung sollte danach möglichst transparent und somit kritikfähig gemacht werden. Eine solche Abwägung ist im Sinne wissenschaftlicher Nachvollziehbarkeit und Aufrichtigkeit nötig, erfordert aber einen Grad persönlicher Introspektion, der letztlich nervt⁴.
 4. Die Einbettung integrativer Projekte in den institutionalisierten Alltag vieler geographischen Institute erfolgt meist durch das Nadelöhr der Arbeitsgruppen. Gelingt dies nicht oder nur teilweise, verbleiben integrative Bemühungen als freischwebende Entitäten, mit oftmals geringer Sichtbarkeit nach außen und für Studierende, was letztlich nervt.
 5. Diskussionen zu einer integrativen Geographie münden oftmals im Aufreißen paradigmatischer und ideologischer Gräben. Die daraus entstehenden Grundsatzdiskussionen – beispielsweise zum Wert einer Auseinandersetzung mit dem Verwertungszusammenhang des eigenen Forschens – ermüden alle Beteiligten und können letztlich zu einem ‚Verbrennen‘ des Themas führen. Einmal mit dem Stigma des Reizthemas versehen, erlahmt jede ernstgemeinte inhaltliche Diskussion, was letztlich nervt.
 6. Noch nervender als diese Diskussionen ist es jedoch in solchen Diskussionen zu sitzen, im Wissen, dass benachbarte Disziplinen einen teilweise deutlich unverkrampfteren und produktiveren Umgang mit Inter- und Transdisziplinarität pflegen. Manchmal entsteht dabei das Gefühl, die eigene Disziplinenhistorie

⁴ Dass das Gleichsetzen dieser Introspektion mit einer akademischen Nabelschau nervt, ergibt sich von selbst.

verstelle den Weg zu einer über unsere Disziplin hinausgreifende Diskussion inter- und transdisziplinären Forschens, was letztlich nervt.

7. Am Ende dieser Liste möchten wir noch die ernüchternde Erkenntnis anbringen, dass all die hier dargelegten Überlegungen nicht zwingend nötig sind. Akzeptiert man die Sichtweise, dass Geographie eben eine Disziplin mit ‚eingebauter Interdisziplinarität‘ ist, mag dies der Fall sein. Was an dieser Sichtweise letztlich nervt? Das eigene Unvermögen auf solche Aussagen eine differenzierende Sichtweise einmahnende Replik zu finden bzw. sich aufzuraffen, diese Replik auch anzubringen.

4 Was noch zu sagen bliebe

Abschließend kommen wir zur Frage, ob die Reflexion unseres Forschungsprozesses und der daraus abgeleiteten Erkenntnisse eine akademische Nabelschau darstellt. Zu Teilen sicherlich, da wir ja das explizite Ziel verfolgten, unser forschendes Denken und Tun vor dem Hintergrund der Diskussionen um eine integrative Geographie zu überdenken. Aber auch eine Beobachtung zweiter Ordnung hat ihren Wert, wenn es gilt, sich der eigenen Motive und Perspektive bei inter- und transdisziplinären Forschungsprozessen bewusst zu werden und diese kritikfähig darzulegen. In unserem Fall führte diese Reflexion vor allem zu einer bewussteren Auseinandersetzung damit, was wir unter Integration verstehen möchten. Die Auslegung von Integration als Vorgehensweise zur Schaffung analytischen Mehrwerts und gesellschaftlichen Impacts half uns, in der oftmals bodenlos wirkenden Diskussion um integrative Geographie Halt zu finden. Dieser wichtige Schritt zu mehr Klarheit hinterlässt uns ‚still confused, but on a higher level‘.

Im Gegensatz dazu, mag die Liste der nervenden Aspekte integrativer Geographie als unproduktive Negativevaluation verstanden werden. Wir sehen sie jedoch vielmehr als Erinnerung an die Herausforderungen, die mit integrativer Geographie verbunden sein können. Manchen dieser Herausforderungen kann auf individueller Ebene begegnet werden, wie beispielsweise unlösbaren paradigmatischen Grundsatzdebatten frühzeitig den Rücken zu kehren. Einige dieser Herausforderungen können nur kollektiv angenommen werden, beispielsweise durch die Einrichtung bzw. Nutzung arbeitsgruppen- und institutsübergreifender Forschungsplattformen, um integrativen Forschungsprojekten einen institutionellen Rückhalt und Sichtbarkeit zu bieten. Sich diesen Herausforderungen zu stellen, wird niemanden Antworten auf ontologische, theoretische oder methodologische Fragen zur konkreten Ausgestaltung einer integrativen Geographie liefern. Aber es kann die Suche nach diesen Antworten deutlich lustbetonter und befriedigender gestalten.

5 tl;dr

Reflexionen aus einem interdisziplinären Forschungsprojekt zeigen, dass ‚integrativ zu sein‘ keine Entweder-oder-Frage ist, erfordert über den akademischen Tellerrand zu blicken und nervt.

6 Literatur

- Blumenberg, H. (2006): Arbeit am Mythos. 5. Aufl. – Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Burger, P. (2005): Interdisziplinarität – eine Illusion? UNI NOVA (100): 24–25.
- Ehrmann, U.; Sass, O. (2019): Butter bei die Fische! Beispiele integrativer Forschungskooperation zwischen Physio- und Humangeographie. Call zur Fachsitzung „Butter bei die Fische! Beispiele integrativer Forschungskooperation zwischen Physio- und Humangeographie“, Deutscher Kongress für Geographie 2019.
- Helbrecht, I. (2014): Der Kieler Geographentag 1969. Wunden und Wunder. *Geographica Helvetica* 69(1): 1–2. DOI: 10.5194/gh-69-1-2014.
- Mattisek, A.; Sakkapolrak, P. (2016): Gesellschaft und Umwelt. In: T. Freytag, H. Gebhardt, U. Gerhard und D. Wastl-Walter (Hg.): *Humangeographie kompakt*. Berlin Heidelberg, Springer Spektrum: 13–37.
- Posch, E.; Höferl, K. M.; Steiger, R.; Bell, R. (im Druck): Ke game? – How values and worldviews influence resilience to natural hazards: A case study from Mustang, Nepal. *Mountain Research and Development*.
- Truffer, B. (2007): Knowledge Integration in Transdisciplinary Research Projects – The Importance of Reflexive Interface Management Wissensintegration in transdisziplinären Projekten – Flexibles Rollenverständnis als Schlüsselkompetenz für das Schnittstellenmanagement. *GAIA-Ecological Perspectives for Science and Society* 16(1): 41–45. DOI: 10.14512/gaia.16.1.12.
- Weichhart, P. (2003): Physische Geographie und Humangeographie – eine schwierige Beziehung. Skeptische Anmerkungen zu einer Grundfrage der Geographie und zum Münchner Projekt einer „Integrativen Umweltwissenschaft“. In: G. Heinritz (Hg.): *Integrative Ansätze in der Geographie – Vorbild oder Trugbild? Münchner Symposium zur Zukunft der Geographie*, 28. April 2003. Passau, L.I.S.-Verlag (Münchener geographische Hefte, 85): 17–34.
- Weichhart, P. (2005): Auf der Suche nach der „dritten Säule“. Gibt es Wege von der Rhetorik zur Pragmatik? In: D. Müller-Mahn und D. M. Mahn (Hg.): *Möglichkeiten und Grenzen integrativer Forschungsansätze in Physischer Geographie und Humangeographie*. DFG-Rundgespräch am 12. und 13. November 2004 in Bonn. Leipzig, Selbstverlag des Leibniz-Instituts für Länderkunde (Forum IFL, 2): 109–136.
- Weichhart, P. (2007): Risiko, Panarchie, Resilienz und Koevolution. Schlüsselkonzepte der Katastrophenforschung und der Dritten Säule. Vortragsunterlagen zum Deutschen Geographentag 2007 Bayreuth. Online: <https://homepage.univie.ac.at/peter.weichhart/php/WeichhartP246.pdf>, letzter Zugriff: 26.07.2019.
- Weichhart, P. (2008): Der Mythos „Brückenfach“. *geographische revue* (1): 59–69.